



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Noch einmal die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Noch einmal die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums.

Vor einiger Zeit ist eine Broschüre erschienen, die die Frage stellte, ob das theologische Studium, wie es heutzutage bei der evangelischen Fakultät auf unsern Universitäten betrieben wird, seinen Zweck erfülle, und die diese Frage nicht bejahte. Die Schrift wurde schon einmal in den Grenzboten in der ersten Nummer dieses Jahrganges kurz besprochen. Da sie aber gerechtes Aufsehen erregt hat und die Sache, um die es sich handelt, viel wichtiger für die geistige Kultur unsers Volkes ist, als es vielen scheinen mag, so lassen wir hier noch eine eingehendere Besprechung dieser Sache folgen.

Die erwähnte Schrift sieht ein Mißverhältnis zwischen dem theologischen Studium der Gegenwart und der Aufgabe desselben, und sie sucht Mittel, die diesem Mißverhältnis abhelfen sollen. Die Mittel, zu denen man auf vielen dieser Seiten jetzt greifen wolle, würden, meint der Verfasser, der evangelischen Christenheit mehr helfen, so z. B., wenn man den Charakter der Kirche als Anstalt und ihre rechtliche Ordnung betone und sich etwa nach einer bischöflichen Organisation sehne, oder, wenn man den Einfluß des Staates und der profanen Wissenschaften auf die kirchlichen Institute zu beseitigen suche, wenn man eine bestimmte Summe ewig gültiger Dogmen aufstelle, wenn man direkte Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der akademischen Lehrstühle fordere u. Alle diese Vorschläge würden, meint der Verfasser, für die evangelische Kirche zu den gefährlichsten Umwälzungen führen. Und darin hat er vollständig Recht. Alle diese Versuche würden uns, wenn sie überhaupt durchführbar wären, eine zweite katholische Kirche schaffen. Der Staat aber, der gerade genug an der einen

hat, wird sich hüten, eine zweite einzurichten, die mit ihrer Forderung einer „evangelischen Hierarchie,“ wie man sie von gewisser Seite ganz unverhohlen stellt, sich zu einem Wettlauf mit der katholischen Hierarchie zu rüsten für die Hauptsache halten möchte, immer mit dem Zielpunkt im Auge, welche von beiden „Schwesterkirchen“ dem Staate am meisten „Rechte der freien Kirche“ abpressen könnte. Was dann aus dem Staate würde, das würde für die Hierarchie immer erst, wenn es gut geht, eine Frage zweiten Ranges sein. Ich sage, wenn es gut geht; denn im Grunde haßt jede Hierarchie den Staat als ihren Gegner. Hausrath hat ganz Recht, wenn er sagt, daß es durch alle Jahrhunderte die einzelnen Einrichtungen, Handlungen, Staatsgesetze waren, die der Klerus angriff, daß es aber der Staat selbst war, den er meinte. Die Hierarchie verneint immer den Staat selbst, und das hat Fürst Bismarck erkannt, wenn er den Kampf zwischen dem Priester und dem König für Jahrtausende alt erklärt und einen ein- für allemal abschließenden Frieden zwischen den beiden für nicht möglich hält. Sobald der Staat seine Rechtsordnung auch vom Klerus beobachtet wissen will, wird sich die Kirche immer von Zeit zu Zeit veranlaßt fühlen, von der erdrückenden Tyrannei des Staates zu reden, wie sie selbst unter einem Philipp II., der mit seinem Glaubensfanatismus eine Welt umspannte, von „diokletianischer Verfolgung“ redete, als derselbe ihr nicht allein dienen wollte, sondern auch etwas für sich sein. Es wird also mit der einmal in die Staatsordnung aufgenommenen Hierarchie immer nur einen modus vivendi geben, der sich in der Hauptsache darauf gründet, daß der Klerus begreift und nötigenfalls von Zeit zu Zeit erfährt, daß auch er verwundbare Stellen hat und der Staat die Macht besitzt, ihn an diesen Stellen zu treffen, sobald ihm, dem Klerus, der Streit lieber zu sein anfängt als der Friede. Wir wollen nicht sagen, wie Hausrath sagt, daß der Streit die Arbeit des Klerus sei, neben der, was er sonst thut, kaum in Betracht komme; es paßt dies nur zu Zeiten, wie in unsrer Zeit; aber so viel ist sicher: der Staat, und vollends der Staat mit protestantischem Charakter, muß gegenüber der Hierarchie stets gerade so auf der Wacht stehen, wie gegenüber den fremden staatlichen Mächten, die ihm nicht gewogen sind.

Bei solcher Lage der Dinge wird der Staat, wenn er sich selbst versteht, nicht willens sein, die Wünsche zu erfüllen, die Stöcker schon am 2. Januar 1875 in seiner Evangelischen Zeitung kundgab: „Unsre wichtigste, ja unsre einzigste absolute Forderung ist unsre Freiheit vom Staat. . . Möge der Minister (Falk) was noch zu retten ist, schnell retten, die Kirche dotiren und neu organisiren helfen, ihre Unabhängigkeit vom Staat durchsetzen und die befreite sich selbst zurückgeben.“ Das war also schon 1875 der dringende Wunsch der Herren von der „freien Kirche.“ Der Staat wird diesen Wunsch nach einer zweiten, einer evangelischen Hierarchie nicht erfüllen. Er würde sich damit seine besten Lebenskräfte unterbinden. Und der Verfasser der erwähnten Broschüre

hat ganz Recht, wenn er von „gefährvollen Umwälzungen“ redet, nur daß diese nicht bloß die Kirche, die evangelische Kirche treffen würden, sondern vor allem den Staat.

Er sucht nun durch eine Reform der gegenwärtigen Methode des theologischen Studiums die „frankende evangelische Christenheit“ zu heilen. Gesezt, man wäre berechtigt, von einer „frankenden evangelischen Christenheit“ heute mehr zu reden als früher (ich glaube das nicht; das Unchristliche ist nur nicht mehr so latent wie früher, weil ihm die Freiheit sich zu regen gestattet ist; dagegen ist das Glaubensleben in Christi Sinn als eine Hingebung des Willens an Gott, der ein hohes sittliches Ideal inneohnt, mindestens in gleicher Erhebung wie früher vorhanden); also gesezt, die evangelische Christenheit franke jetzt mehr als früher, ist darum schon die Methode des gegenwärtigen theologischen Studiums zu ändern, da doch diese Methode in der evangelischen Kirche im Grunde immer dieselbe war und sein muß, eben zu lehren, wie der Christ das edle Werk des Glaubens treibe und damit zugleich dem sittlichen Ideal der Menschenliebe zustrebe? Ist die Christenheit wirklich heute kränker als je, so hilft ihr nicht eine andre Methode des theologischen Studiums, von der es sehr fraglich ist, ob sie, auch wenn wir die Ansichten des Verfassers unsers Schriftchens ins Auge fassen, besser wäre, sondern man müßte überhaupt, außer dem geistlichen Amte, zu dem das theologische Studium anzuleiten hat, noch andre Hilfsmittel für die Heilung der Christenheit ausfindig machen. Das ist aber eine ganz andre Frage, eine Frage, die allerdings zu bejahen ist und auf deren Erledigung die heutige christliche Gesellschaft sehr viel bedacht ist; aber diese Frage hat garnichts zu thun mit der Änderung der Methode des theologischen Studiums, ebensowenig wie mit der Änderung des geistlichen Amtes selbst.

Und hier kommen wir nun auf den Hauptirrtum des Verfassers unsrer Schrift. Er giebt dem geistlichen Amte als solchem eine viel zu weite Ausdehnung, und darum verlangt er eine Vorbereitung auf dasselbe, also ein theologisches Studium, die garnicht geboten werden kann, wenn wir nicht das Studium selbst über alle der theologischen Wissenschaft und der Studienzeit gezogenen Grenzen hinaus erweitern wollen. Und wollten wir es, und könnten wir es, könnten wir unsre jungen Leute anstatt drei bis vier Jahre acht bis zehn Jahre auf Universitäten lassen, so würde das auch nur geschehen, um die Erfahrung zu machen, daß die Sonne nicht alle erwärmt, denen sie leuchtet. Die Wissenschaft kann gelehrt machen, das Erlebnis allein macht weise.

Wie gesagt, der Verfasser verlangt eine andre Methode des Studiums, weil er den Amtsbegriff, oder sagen wir lieber die Aufgabe des geistlichen Amtes, ganz unverhältnismäßig weit ausdehnt und damit Forderungen an den geistlichen Amtsträger stellt, die der oder jener einmahl in freier Weise auf sich

nehmen mag und kann, weil er die Gaben dazu hat, die aber durchaus nicht zu verallgemeinern sind.

Das geistliche Amt ist schlechterdings nur dazu da, daß wir zum Glauben kommen. Zum Glauben aber kommen wir durchs Wort. Ganz sachlich sagt die Confessio Augustana: *Ut hanc fidem consequamur, institutum est ministerium docendi evangelii. . . . Nam per verbum donatur Spiritus Sanctus, qui fidem efficit.* Nicht als ob das Wort den Glauben — Glaube immer im höchsten Sinne als eine Hingebung an Gott und die Welt des Ewigen und ein Vertrauen auf sie — wirken müßte; denn der Glaube wird wie die Tugend nicht gelehrt, sondern ergriffen; aber das Wort treibt zum Ergreifen, und der Mensch, der sich treiben läßt, spürt schon den Zug zur Gnade, aus der dann nicht bloß das Wollen, sondern das Guteswollen kommt. Wie das Guteswollen zu stande kommt, das bleibt ebenso das absolute Geheimnis der Welt, als es das Böse bleibt. Auch die Kirche weiß dies Geheimnis mit ihrer Lehre nicht zu lösen. Aber der Vollende hat als Grundgefühl seines religiösen Bestimmtheits in sich, daß das Wollen des Guten ein Produkt seiner Selbstbestimmung und göttlichen Wirkens, ein Produkt der Freiheit und Gnade ist, und ebenso weiß er, daß das Wachstum in der Erkenntnis Gottes, also in der Wahrheit, und das Wachstum im Wollen des Guten ein und dasselbe ist, nichts anders, als ein Wachsen in die Ewigkeit selbst hinein. Das zu predigen, so zu predigen, daß er Beistimmung findet, ist die Aufgabe des Geistlichen. Damit hat er genug gethan. Denn solches Beistimmen ist sich erlösen lassen, ein Herabziehen himmlischer Kraft ins irdische Leben, wie es ein Hinausgreifen über die Grenzen unsers zeitlichen Lebens ist. Runo Fischer sagte einmal im Kolleg — ich weiß nicht, ob er das schöne Wort auch irgendwo hat drucken lassen —: „Wüßten wir, was der Tod ist, so brauchten wir keine Kirche; da wir das nie wissen werden, so werden wir stets eine Kirche brauchen,“ d. h. eine Anstalt, die wie ein Finger Gottes hinweist auf etwas, was hinter dem Vorhang dieser unvollendeten Welt ruht, und das wir nicht mit Wissen, aber mit Glauben erfassen. Und das ist mehr als das Wissen, nach seinem Werte für das Leben gemessen. Auf diesem Glauben, wohlgemerkt, nicht auf dem Dogma, von dem unsre heutige Welt los ist für immer, sondern auf dem Glauben an eine Vollendung der Dinge und der Geister steht die moralische Welt, wie unser Glück drauf steht. Wo der Mensch nicht das Ewige im Zeitlichen erfährt, da giebt es sich von selbst, daß er das Leben zum Leben machen will durch den Genuß; damit führt er den Tod herbei, jenen Unwert alles Daseins, unter dem er wie seine Würde, so sein Glück und seine Freude begräbt. Denn es giebt schlechterdings keinen Genuß auf Erden, ebenso wie es keinen Besitz giebt, aus dem die Empfindung des Glückes, aus dem die Freude kommen müßte. Aber wohl giebt es Glück und Freude, die dauert, sobald der Mensch anfängt, sich selbst als ein Glied der göttlichen Ord-

nung und sein Thun als ein von Gott in dieser Ordnung bestimmtes zu erfassen.

Das ist die Aufgabe des evangelischen Geistlichen, diese Predigt, die mit der Wahrheit, welche ein Wille im Guten ist, der Seele das Leben giebt und das Lebensgefühl, die Liebe Gottes und die Menschenliebe. Das predige er in den verschiedensten Formen, gleichviel in welchen, ob orthodox, ob heterodox, wenn seine Worte nur selbst religiöses Wahrheitsgefühl atmen, Leben und Seele sind, die den guten Dämon wecken, der im innersten Wesen des Menschen ruht. Damit thut der evangelische Geistliche mehr als jeder andre, der durchs Wort zu wirken hat, mehr z. B. als der Philosoph. Denn die abstrakten Begriffe der Philosophie geben, wo es Wert oder Unwert des Daseins, Glück oder Elend gilt, nicht den Ausschlag, sondern das Wecken des innern Wesens. Das kann der Philosoph nicht, und der wahre Philosoph, der die Grenzen alles menschlichen Erkennens kennt, will es auch nicht; er weiß, daß alle Philosophie das Vorhandene nur deuten und erklären kann, und so auch das Weltwesen selbst, welches sich in concreto, d. h. als Gefühl jedem, dem die natürliche Blindheit genommen ist, verständlich ausspricht, zur abstrakten Erkenntnis der Vernunft zu bringen hat. Aber es selbst erfassen, das „In ihm leben, weben und sind wir“ des Apostels erfahren, bewirkt keine Philosophie, nur das Wort des Glaubens thut es, wenn es mächtig genug ist, das Menschenherz in Bewegung zu setzen nach dem Ewigen hin, Gott zu suchen. Schon diese Bewegung ist etwas großes. Denn wenn es paradox und doch wahr ist, was Goethe sagt: „Und auch das ist nicht gelogen, wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen,“ so kann man in demselben Sinne auch sagen, daß Gott nie vergeblich gesucht wird, auch wenn man ihn nicht findet. Obwohl auch da über alles das Wort Christi sicher steht: „Suchet, so werdet ihr finden!“

Also dies, die Menschen zum Suchen Gottes und im Suchen zum Finden zu bringen, ist die Aufgabe des evangelischen Geistlichen. Er ist ein Diener am Wort. Diese Aufgabe mußten wir erst sicher stellen, wenn wir die Forderungen an das theologische Studium sicher stellen wollen. Auch wenn der Geistliche sich ganz allein auf die Erfüllung dieser Aufgabe beschränkt, greift er tief und mächtig in das Thun und Treiben der Menschenwelt ein. Vielleicht ist auch hier das Wort wahr, daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, und derjenige Geistliche thut viel besser, welcher seine ganze Kraft dem Amt am Worte widmet, als der, welcher eine Menge andrer Aufgaben noch in seine Thätigkeit mit hereinzieht, auch wenn sie seine Kraft nicht oder nicht recht umfassen kann.

Auf diesen großen Umfang der geistlichen Thätigkeit legt aber der Verfasser von der „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart“ einen scharfen Accent. Zwar sagt er richtig: „Die Aufgabe des Amtes ist im letzten Grunde eine einheitliche,“ und versteht darunter die Aufgabe, „das Wort

Gottes zu verkündigen.“ Aber er meint dabei, diese eine Aufgabe gliedere sich in eine große Fülle einzelner Aufgaben, und will am wenigsten die Aufgabe des Amtes beschränkt wissen auf das, was als öffentlich kirchliche Einwirkung auf die Gemeinde hervortrete, also auf Predigt, Sakramentsverwaltung, Liturgie, kirchliche Katechese, Konfirmandenunterricht, Kasualien, Seelsorge. Abgesehen davon, daß der Geistliche als Pfarrer auch kirchlicher Verwaltungsbeamter sei und eine gewisse Rechtskenntnis besitzen müsse, habe er statistische Nachrichten zusammenzustellen, Zeugnisse zu schreiben, die Sitzungen des Kirchenvorstandes zu leiten, dürfe einer langen Reihe verschiedner Vereine nicht fern bleiben, sei das hervorragendste Organ für Armenpflege, müsse das Interesse für die Mission wecken und nähren, müsse an Leid und Freude der Gemeinde teilnehmen u. Auch in den sozialen Fragen unsrer Tage müsse er bewandert sein, solle seinen Gemeindegliedern auch in irdischen Dingen mit Rat und That dienen, bildende und erbauende Bücher und Zeitschriften ausbreiten helfen, auch wohl durch besondere Vorträge über wichtige Fragen des Volkslebens Klarheit schaffen, sich wissenschaftlich weiter bilden, „kurz, der Pfarrer muß ein Christ sein und doch auch in allen weltlichen Verhältnissen ein erfahrener Mann.“

Das alles scheint sehr viel, aber zum Teil sind es Dinge, die für den Pfarrer nicht weiter nötig sind als für jeden andern, der an den Aufgaben unsrer Zeit Teil zu nehmen für seine Pflicht hält, zum Teil wächst er in die Sachen von selbst hinein. Das, was es ihm lehrt, ist das Amt; das Studium auf der Universität kann ihm das nicht geben und braucht es ihm nicht zu geben. Da ist z. B. die Seelsorge. Sie scheint einen guten Teil des Amtes auszumachen; viele Pastoren sprechen auch von ihr als von etwas außerordentlich Wichtigem und Schwerem. Und doch ist die beste Seelsorge eine gute Predigt und eine gute Rede bei Kasualien; jede andre amtlich ausgeführte Seelsorge kann gar zu leicht, wie der Geheime Kirchenrat Schwarz in Jena einmal sagte, Quatsch werden; auch ist eine Menge der sogenannten geistlichen Bedürfnisse nur das Erzeugnis der Langeweile, besonders beim weiblichen Geschlechte. Entschieden schadet es nicht, sondern der Pastor thut eher gut, nicht den Bedürfnissen der Seelen allzu eifrig nachzugehen, da er gar zu leicht auch da Bedürfnisse entdeckt, wo keine sind, sondern abzuwarten, bis sie an ihn herantreten. Geschieht das aber, so giebt ihm für ihre Behandlung kein Universitätsstudium die geringste Handhabe, nur Einblick in die menschlichen Verhältnisse und Erfahrung treffen da das Rechte. Hat der Geistliche ein Herz, das sich der Not und dem Jammer aufthut, so findet auch jede verarmte Seele bei ihm Trost und Stütze, und sein Wort kommt über jeden Fragenden und Bittenden mit sicherer Gewalt. Aber kein Kollegium und keine Dozentenweisheit lehrt dieses Wort.

Listen, Berichte, statistische Nachrichten, Führung der Kirchenbücher u. dergl. sind Dinge, die in kleinen Gemeinden weder besondere Kenntnisse noch viele Zeit

erfordern; in großen Gemeinden sind sie dem Pfarrer längst abgenommen, oft auch schon in mittleren; durchaus nicht zum Vorteil des geistlichen Amtes. Gerade diese Meldungen, welche bei Geburten, Taufen, Trauungen, Todesfällen meist persönlich von den Angehörigen der Familie gemacht wurden, führten den Pfarrer doch ein- und das andermal mit seinen Gemeindegliedern zusammen, wobei er manchen Blick in die Häuser thun konnte; jetzt fällt das vielfach weg, und der Geistliche wird immer isolirter; es wäre für manchen Pfarrer besser, er führte noch seine Kirchenbücher, als daß er sich um allerhand Dinge bekümmert, deren Besorgung ihn, selbst wenn die Sachen eine christlich lautende Aufschrift tragen, doch außerhalb der Gemeinde führen. Am wenigsten aber kann und soll der theologische Studienplan auf solche Dinge Rücksicht nehmen. Das Interesse für Mission z. B. scheint eine große Angelegenheit der Kirche zu sein; aber zum Pfarrdienst gehört es nicht. Der Pfarrer als solcher hat nicht mehr Aufmerksamkeit auf die Mission zu richten als jeder andre, der etwa auf koloniale Angelegenheiten sein Augenmerk richtet. Das theologische Studium ist darum nicht auf besondere Befriedigung solcher Interessen auszudehnen. Der junge Student mag immerhin ein Kolleg über Missionsgeschichte hören, wo ein solches gelesen wird, aber es hat für denselben keinen andern Wert als etwa ein Kolleg über die französische Revolution, oder über Faust, oder über Kirchenbaukunst zc. Sa ich behaupte, Kollegia der letztgenannten Art sind für ihn förderlicher als solche über äußere oder innere Mission oder andre der Art, die ihn auf das streng und eng umzäunte Feld kirchlicher Thätigkeit beschränken. Der Geistliche, den sein Amt schon an und für sich mehr absondert von dem Gang und Lauf der Weltgeschichte, sollte nicht auch während der Studienzeit schon zu dieser Absonderung hingezogen werden. Diese Zeit wenigstens sollte ihn einmal die reine Luft der Wissenschaft auch ohne alle Perspektive auf sein späteres Amt atmen lassen.

Der Verfasser unrer Broschüre legt alles Gewicht auf die praktische Theologie. Alle einzelnen Zweige der theologischen Wissenschaft sollen in ihr noch einmal zusammengefaßt werden; schon auf der Universität sollen sie so betrieben werden, daß sie in die praktische Theologie schließlich einmünden. Das wird, wenn und wo es geschieht, nicht zum Vorteil der theologischen Wissenschaft sein, die, je mehr sie selbst schon die Praxis in das Gesichtsfeld zieht, desto mehr aus der scharfen Luft der Forschung, aus dem reinen Aether der strengen Wahrheit sich herausbegiebt. Das Amt bringt die Notwendigkeit des Zurückstellens wissenschaftlicher Betrachtung später ganz von selbst und immer früh genug; wozu dies beschleunigen? Und so glaube ich, war es ehedem auch für die der einstige, spätere Verwaltung des Pfarramtes besser, als die junge theologische Welt sich noch in die Hörsäle der Philosophen und Historiker drängte, als sie an den Humanitätswissenschaften noch gern Theil nahm, selbst die philologischen und historischen Seminare mit besuchte und ihren Geist mit deren Arbeiten be-

fruchtete. Diese Jünger wurden reifer dadurch als die jetzigen Lehrlinge der Theologie, nicht bloß in der Wissenschaft, sondern auch fürs Leben. Traten sie in das Pfarramt, so traten sie ein auch mit einem Urtheil über das Hohe und Edle, was außerhalb der Kirchenwände das Menschendasein stützt, bereichert und verschönt. Auch das war ein großer und unermesslicher Vorteil für das geistliche Amt selbst, daß viele Theologen, und zwar gerade die besten, sich erst lange Jahre im Schuldienst bewegt hatten. Das ist jetzt verschwunden. Anstatt der human gebildeten, für das Edle und Große begeisterten jungen geistlichen Aspiranten, die man als eine Auswahl aus dem gesamten Theologenbestande herausnahm und zum Unterricht verwendete, und die mit feinem Gefühl und hohem Sinn die Klassiker in den Gymnasien erklärten, selbst noch immer mitlernend und mitstrebend und so ihren Schülern näher stehend, kommen jetzt an die Gelehrtenschulen philologische Spezialisten, höchst ausgebildet in ihrem Fache und mit der Kenntnis minutiösester Details voll ausgerüstet, aber oft unfähig, mit Liebe und Hingebung das Einzelne und das Ganze zu umfassen, und wenig fähig, selbst noch als Mitlernende und Mitstrebende mit ihren Schülern sich der Herrlichkeit und Größe der alten Welt zu erfreuen. Und anstatt vieler, die sich so jung erhalten haben mit den Zungen und doch als gereifte Männer dann willig ins Pfarramt traten und mit gesunden Lebensansichten das Amt anfaßten, gehen jetzt Hunderte von jungen Leuten ins Amt, ausgerüstet mit dem, was ihnen die Mache einer geistlichen Anstalt oder eines für innere oder äußere Mission abrichtenden Stiftes geboten hat, in welchem als die Hauptsache am Schlusse des Jahresberichts berechnet wird, wie viel Besuche bei Unkirchlichen gemacht worden sind, wieviele Traktate ausgeteilt, wie viel Tuden in Katechumenenunterricht genommen und gewonnen oder auch wieder rückfällig geworden sind, kurz, ein Gemisch von katholischem und sektirerischem Treiben, das man evangelisch nennt und womit heutzutage die Fanatiker meinen, eine Kirche zu erbauen, die „das Gewissen und die Freundin der Nation“ sein würde. Sie wird ihre Todfeindin sein, die Feindin des deutschen Gewissens und der evangelischen Freiheit.

Darum sehe man sich ja vor, das Studium der Theologie mehr priesterlich zu verengern, als es schon in der Sache und der Vorbereitung für das Pfarramt liegt. Alles, was der Hammersteinsche Antrag bezweckt, läuft darauf hinaus, daß die evangelische Kirche eine Kopie der römischen „Schwesterkirche“ werde. Wenn Stöcker diese Anträge damit empfahl, daß er sagte: „Vor allem gilt es, dem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen, daß wir in unsrer Kirche eine Partei haben, die nicht bauen, sondern zerstören will; wenn wir unabhängig geworden sind und diese Partei zum Schweigen gebracht haben, dann sind wir stark genug, um Deutschland das evangelische Gepräge zu geben, das ihm von Gott und Rechtswegen gebührt,“ so mögen alle, die aus der Geschichte wissen, welches Elend und welcher Druck das Gefolge der Hierarchie unvermeidlich

bilden, alles thun, um diesem Unterfangen, die evangelische Freiheit und Wahrheit zu vernichten, mit Energie entgegen zu treten. Diese zweite lutherische Päpsterkirche darf weder ihre Dotation bekommen, denn dann würde „das evangelische Gepräge“ wohl das sein, welches die reichlich dotirten Bischofsmützen in die Hand bekämen — bei zu gering dotirten Stellen kann, wie bisher, der Staat nachhelfen —; noch darf sie ihr synodales Kirchenregiment erhalten, denn damit würde die viel verlangte Gleichförmigkeit und Einheit der kirchlichen Lehre auch in die evangelische Kirche kommen, eine Einheit, die nur darum in der katholischen Kirche bei uns nicht ebenso wie in Spanien und allen rein katholischen Ländern alles geistige Leben unterdrückt, weil eine protestantische Kirche neben ihr steht, mit der sie doch auch auf geistigem Gebiet einigermaßen rivalisiren muß. Die Partei in unsrer Kirche, die immer die Einheit der Lehre betont, weiß nicht, was sie will, wenn sie dabei evangelisch bleiben will. Die Einheit der Lehre ist kein Gewinn für das evangelische Volk und sein Geistesleben. Die evangelische Kirche hat sie von Anfang nicht gehabt und braucht sie nicht. Was sie braucht, ist die Einheit des Grundes, der articulus fundamentalis von dem rechtsfertigen Glauben, aber nicht die Einheit der Lehre. Je mehr man diese betont, desto mehr zerreißt man die protestantische Kirche. Aber mit einem selbständigen Kirchenregiment, wie es die Rufer nach „Freiheit der Kirche“ wollen, würde ganz von selbst jene unheilvolle Gleichförmigkeit des Geisteslebens auch in die evangelische Kirche einziehen, die die Preussischen Jahrbücher befürchten, wenn sie schon 1884 sagten: „Wenn der Plan gelänge, so würde er eine neue Periode langer und tiefer Entfremdung zwischen dem Evangelium und allen wahrhaft sittlichen und intellektuellen Lebenskräften unsrer Nation zur Folge haben.“ Und hierbei sind selbst unschuldig aussehende Dinge abzulehnen, wie z. B. der Name „Bischof.“ Es steckt dahinter weiter garnichts, als das Verlangen nach geistlicher Herrschaft. Das hat Mejer ganz richtig durchschaut, und er sagt darum sehr sachgemäß in seinem Artikel in den Preussischen Jahrbüchern: „Man sollte evangelischerseits auch den Namen Bischof nicht gebrauchen. . . Kirchenregimentlicher Bischof ist nur, wer auf dem vorreformatorischen Dogma steht, nach welchem der Lehramtsträger zugleich Kirchenregimentsinhaber ist. . . Der Name hat auf unsrer Seite etwas Zweideutiges, das katholisirt.“ Ganz recht, nur daß die klerikal gerichtete Partei in der evangelischen Kirche mit vollem Bewußtsein des Zieles sich auf die Sache einläßt, für sie also der Name nichts Zweideutiges hat; sie wollen den Bischof, um im Lehramtsträger den Kirchenregimentsinhaber zu haben. Wenn sie dabei noch den Landesherrn als summus episcopus behalten wollen, aber ohne den Beirat des Kultusministers für diesen, so ist das nur, weil sie damit sich die Macht in die Hände zu spielen gedenken, da sie den Landesherrn ohne den Minister leichter in ihren Kreis zu ziehen hoffen. Es wäre das Unheil-

vollste, was geschehen könnte. Jetzt wird die Kirche, trotz des Bleigewichtes der Synode, das immer mehr oder weniger in Parteiherrschaft so oder so auslaufen wird, doch mit dem durch den Minister beratenen Landesherren als summus episcopus an der Spitze durch eine Macht geleitet, die nicht in dem Treiben der Partei mitten inne steht. Wer diese Macht beseitigen will, der arbeitet für die Knechtschaft, eine Arbeit, die das Gros der Liberalen seit 1848 mit ihrem Rufe: Selbständigkeit der Kirche und Lostrennung derselben vom Staat, unglücklicherweise betrieben hat. Sie haben in großer Thorheit denen in die Hände gearbeitet, die mit dieser Selbständigkeit die beste Waffe gewannen für klerikales Regiment. Diese Liberalen haben in kirchlichen Dingen noch mehr als in staatlichen ihren vollen Mangel an Kenntnis der Sachen und der Menschen bewiesen und haben vielfach mehr für Rückschritt gesorgt, besonders seitdem sie den Namen des Fortschritts führten, als die Männer der Reaktion. Mit ihrer Lostrennung der Kirche vom Staat, wie sie Birchow und Genossen noch heute fordern, sind sie daran schuld, wenn jetzt Dinge verlangt werden, die man früher garnicht diskutiert hätte, weil man sie für Auswüchse eines Tollkopfes gehalten hätte, wie die Forderung der Besetzung der theologischen Professuren durch das von der Generalsynode abhängige Kirchenregiment. Dieser Ausspruch ist vollauf begründet, wenn die Selbständigkeit der Kirche begründet ist. Aber wer das verlangt, der mag nur nicht mehr sagen, daß er Protestant sei.

Wir kommen hier zurück auf das theologische Studium. Es darf dasselbe in der evangelischen Kirche nicht verengert werden, wie es geschieht, wenn man den wissenschaftlichen Umfang desselben nach der Seite der Theologie hin weiter ausdehnt und das damit begründet, daß die Thätigkeit der Geistlichen heutzutage eine viel umfassendere sei als früher. Allerdings, je weiter man die Thätigkeit des Geistlichen als solchen ausdehnt, desto mehr muß man sein Studium theologisch ausdehnen, d. h. wissenschaftlich verengern. Das hängt innig zusammen. Der Theolog hat dann weder Zeit noch Aufgabe, etwas anderes zu treiben, als das, was er später, nach etlichen Jahren, als Geistlicher braucht. So wird er von vornherein auf den banausischen Standpunkt des Utilitarismus versetzt. Einen Halt giebt es hier nicht. Das Ende ist das Seminar, Aufhebung des Studiums auf der Universität, geistliche Abrichtung. Dahin kommt es, wenn man den Geistlichen mit seiner Thätigkeit nach allen Seiten hin eingreifen lassen will, und das als amtliche Aufgabe hinstellt. Es geschieht da jetzt schon viel zu viel. Und was ist die Folge davon? Der Verfasser unsrer Broschüre sagt das selbst am Besten: „Es künden sich Mängel an [im geistlichen Stande], welche nicht weiter um sich greifen dürfen, ohne tieferen Schaden anzurichten. Eine hastige, ruheloze Vielgeschäftigkeit, ein Lasten und Experimentiren macht sich geltend, welches etwas Krankhaftes an sich trägt. Auch tüchtige und erfahrene Pfarrer stellen sich zuweilen, als hätten sie kein rechtes Zutrauen zu ihrer Sache und keine Aussichten für die Zukunft, und die besten

arbeiten oft nur unter Seufzen.“ Auch redet der Verfasser von einem „leisen, geheimen Druck,“ der auf den Geistlichen liege, und sucht von vielen Seiten her die Erklärung dafür. Auf den Hauptgrund aber von diesem „geheimen Druck“ ist er nicht eingegangen.

Das ist aber der, daß an vielen Universitäten heutzutage die jungen Theologen, die mit allem Möglichen beschwert werden, nicht sicher und bestimmt unterrichtet werden über das Fundament, auf dem sie als evangelische Geistliche stehen. Sie bleiben in einem Schwanken über ihre Stellung zur Bibel, und so beschleicht sie ein Gefühl des Zwiespalts zwischen ihrem Beruf und der modernen Gedankenwelt. Dieser Zwiespalt würde sofort aufhören, wenn sie sich und ihren Beruf von der bindenden Autorität auch des biblischen Buchstabens loszumachen lernten. Noch klingt die Lessingsche Klage von der Knechtschaft des Buchstabens fort. Es muß mehr Herzhaftigkeit in der Exegese walten, ohne daß, was mit der einen Hand gegeben, mit der andern wieder genommen wird, wie jetzt so mancher nach Wahrheit verlangende junge Mann klagt, wenn man ihn nach dem oder jenem klangvollen Dozentennamen fragt. Und wozu diese ängstliche Vorsicht, die vor der Konsequenz zurückschreckt? Das weiß auch der junge Student schon aus dem, was er auf dem Gymnasium gehört und gelernt hat, daß die strenge Inspirationslehre sich nicht aufrecht erhalten läßt. Wird er auf der Universität noch in sie eingeführt, wie das noch so oft geschieht, und ist er von solchem geistigen Kaliber, daß er diese Nahrung verträgt, so gehen aus solcher Dressur von vornherein jene orthodoxen Heißsporne hervor, die, wie Fabri in seiner jüngsten Schrift „Wie weiter?“ sagt, „ohne eigentlich inneres Leben über alles, namentlich über den Glaubensstand anderer, rasch aburteilen, die kein Verständnis, ja keine Ahnung haben, wie dem gebildeten modernen Durchschnittsmenschen in religiösen Dingen heute zu Mute ist.“ Und auch darin hat Fabri recht, daß solche Geister die Luft, die sich zwischen moderner Bildung und Kirchenlehre aufgethan hat, unwillkürlich erweitern. Die Reformation aber „hat freie Forschung in der heiligen Schrift zum Angelpunkt ihres Geisteslebens gemacht. Darin muß auch die evangelische Kirche in der Gegenwart beharren, und sie soll nicht erschrecken, wenn zu der freien Forschung in der Schrift heute sich auch die freie Forschung über die Schrift gesellt hat.“ Aber die evangelische Kirche erschrickt in einer großen Anzahl ihrer Vertreter bei diesem Punkte, und worauf es hier vor allem ankommt, die theologischen Professoren erschrecken, vielfach auch solche, die ein beherztes Antlitz zu tragen scheinen. Sollte von einer Reform des theologischen Studiums die Rede sein, so müßte die Stellung der theologischen Lehrer zur Schrift, namentlich des Neuen Testaments, angefaßt werden. Aber das ist eine Sache, die in den Personen liegt, die man nicht ändern kann. Gemeint ist hier besonders die Vermittlungstheologie, die Männer der „positiven“ Union, die jetzt auf bedeutenden Universitäten die Hauptkathedern besetzt halten.

Diese Theologie hatte einmal ihr Gutes, so lange es galt, dogmatische Anschauungen zu vermitteln. Das war die Zeit, wo die Konsensusunion ihre glänzenden Vertreter in Männern wie Imm. Nitzsch, Julius Müller zc. hatte. Bei den Dogmen vermitteln, heißt ihnen die Härten nehmen und dadurch verfühlich auf die Geister wirken. Nun aber ist seit länger als einer Generation der Nachdruck des theologischen Studiums auf die Kritik der biblischen Schriften gelegt worden, und hier vermitteln wollen, wo es sich um den historischen Bestand der Dinge handelt, ist falsch. Wie es den Sinn für die Wahrheit schwächt, so führt es zu unhaltbaren Ergebnissen. Oder was sind das für Ergebnisse, wenn man z. B., um die Echtheit des Johannesevangeliums zu halten, annimmt, wie das von einem Hauptvertreter der Vermittlungstheologie und positiven Union geschieht, daß sich in diesem Evangelium besonders bei der Wiedergabe der Reden Jesu die Individualität des Apostels stark reflektirt habe? Diese Reflexion ist so stark, daß man garnicht weiß, was Rede Jesu und was apostolische That ist, wie man auch in den Erzählungen nicht weiß, was echt ist und was nicht. Was ist das nun für ein apostolisches Dokument, das solche Reflexionen sich zu schulden kommen läßt und wo das Thatsächliche vom Erdichteten überall nur mit der größten Willkür geschieden werden kann? Und dabei soll die Methode dieser heiligen Geschichtschreibung sich nicht von der der profanen Geschichte unterscheiden? Bei einem andern berühmten Namen ist es nicht viel anders, wenn auch ihm im Johannesevangelium „Jesustexte und johanneische Auslegung unzertrennlich verwoben“ erscheinen. Es ist ja viel Vortreffliches, was die jungen Leute in Büchern und Kollegien bei den Vertretern dieser Richtung lernen, aber es fehlt das kühne, sichere und konsequente Anfassende der Probleme, und die jungen Theologen kommen aus den Studien zurück ohne die Festigkeit der Grundlagen und ohne die Freudigkeit, welche die erkannte Wahrheit giebt. Treten sie nun, wie es jetzt vielfach geschieht, sofort oder doch bald nach dem Examen ins Amt, so lehnen sie sich an die an, die diese Festigkeit zu haben scheinen, weil sie entschieden sind, und werden bald dieselben Fanatiker, wie die Dressirten es von vornherein sind. So geht es zwar nicht immer, aber oft.

Wollen wir über diesen Zustand der Dressur und des Fanatismus, der jetzt wieder beinahe derselbe ist, wie zu Hengstenbergs und Stahls Zeiten und den die Vermittlungstheologie nicht heben kann, auch bisweilen, in manchen ihrer Vertreter, nicht heben will, wollen wir darüber hinauskommen, so bleibt garnichts übrig, als daß wir die Kritik ihre Pflicht thun und sie überall, nicht bloß in gewissen Punkten, in voraussetzungsloser Weise unerschrocken arbeiten lassen. Denn wie die Dinge heutzutage stehen, bleibt für die protestantische Kirche nichts andres übrig, als daß auch der Geistliche gegenüber der Bibel eine freie Betrachtung gewinnt und aus ihr für die Predigt das als Nährstoff nimmt, was sich dem religiösen Bewußtsein des modernen Menschen angleichen

läßt. Und darin ist die Bibel unerschöpflich. Findet der Geistliche es heraus und überträgt er es so, daß er die Tiefe der Herzen trifft, so hat er alles gethan, was man von ihm verlangen kann. Das Unangleichbare muß ruhig liegen gelassen werden; zur Gesundheit der Seele trägt es doch nicht bei. Auch ist zu solchem Sns-Herz-Treffen nicht geeignet, daß gewisse theologische Probleme behandelt werden. Es ist unglaublich, wie die Geistlichen darin oft irren, daß sie meinen, Fragen, die sie beschäftigen, beschäftigen auch die Gemüther der Laien. In unsrer so schwer am Atheismus leidenden Zeit sind es ganz allein die großen weltbewegenden Fragen des Glaubens, die die Menschen interessiren, die Fragen nach Gott und nach einer Vergeltung, nach dem ewigen Leben, nach dem Gericht, die Fragen nach dem Zwecke des Lebens, nach seiner ewigen Ordnung und seiner Wahrheit. Welcher Geistliche es versteht, den Mühseligen Trost und den Beladenen Hoffnung, den Friedlosen Frieden und den Umhergetriebenen Ruhe zu bringen, wer das Herz der Besizenden mild zu machen und den Stolz der Mächtigen in Demut zu wandeln weiß, der hat den Menschen den Kern des Christentums gebracht, das den Einzelnen von seiner Selbstsucht und die Völker von dem Banne des Glends befreit. Da weht der Zug des Christentums und ergreift die Herzen. Aber ganz gleichgiltig sind dem Laien die theologischen Feinheiten, z. B. wie man sich den Schöpfungsbericht so zurecht legen könne, daß er glaubwürdig erscheine, ob die sechs Tage sechs Perioden seien, ob mit Abend, Morgen, Tag Zeiten bezeichnet seien oder aber Senkung, Durchbruch, Wärme, wie es mit der Sintflut stehe, wie weit sie gegangen sei und ob alle noch existirenden Arten der Tiere in Noahs Arche gewesen seien oder auch vorsintflutliche, die jetzt verschwunden sind. Wer solche Probleme behandeln und Aufschluß darüber haben will, der studirt heutzutage die babylonischen Überlieferungen, die Keilinschriften oder den Berossusbericht, und geht lieber zu den Geologen als zu den Theologen. Weil dem aber so ist und die geschichtliche Wahrheit doch nicht mehr verbannt werden kann, so müssen auch unsre Geistlichen diejenige Stellung zur Bibel gewinnen, die sie selbst mit Freiheit und Wahrheit ihrem Berufe nachgehen läßt, wie es geschieht, wenn sie das, was ewigen Gehalt hat, aus der heiligen Schrift ziehen und für unsre Zeit zum Bewußtsein bringen, damit sich die Menschen von heute auf die bleibende Güte unsrer christlichen Religion, der Religion der Gottes- und Menschenliebe, wieder besinnen und so das finden, was unser großer Staatsmann praktisches Christentum nennt. Welcher Geistliche das predigt und darauf in seinem Leben steht — denn *vita parochi evangelium populi* —, der waltet seines Amtes als ein ganzer Mann. Aber zu solcher Predigt und zu solchem Geistlichen bedarf es keiner andern Methode des theologischen Studiums.

Die Broschüre, die von der „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums“ der Gegenwart handelt, will besonders das Fach der praktischen Theologie reformirt sehen. Wie da die Sachen zu behandeln seien, davon giebt der Ver-

fasser drei Beispiele, angeknüpft an die drei Themata von der Rechtfertigung aus dem Glauben, von der Gottheit Christi, von der Wiederkunft des Herrn. Nehmen wir das mittlere, so soll der Lehrer der praktischen Theologie zunächst „mit Hilfe der Exegese und der biblischen Theologie sowohl dasjenige, was sich im Alten Testament als Vorstufe und Ansatz zu diesem Dogma bezeichnen läßt, als auch das neutestamentliche Material resumieren.“ Dabei soll er auf die wesentliche Übereinstimmung in der Hauptsache und auf die verschiedenartigen Formulierungen, sowie auf die zeitgeschichtlichen Bedingungen aufmerksam machen. Es soll ein Gang durch die Dogmengeschichte folgen, wobei „die kultisch-religiöse Anerkennung der Gottheit Christi ohne feste Formulierung gezeigt werde“; dann sollen die monarchianischen Christologien mit ihren Vorzügen und Schwächen aufgewiesen werden, endlich der Sieg der Logoschristologie mit ihren Vorzügen und bedenklichen Seiten. Weiter soll dann die Fixirung des altkirchlichen Dogmas durch die Streitigkeiten des vierten bis siebenten Jahrhunderts erfolgen, ein Blick auf das Mittelalter soll die Wahrheit von der Gottheit Christi in neuer kultischer und theologischer Beleuchtung zeigen; die Symbolik soll die verschiedene Bedeutung des Dogmas von der Gottheit Christi bei den verschiedenen Konfessionen zeigen, aus der Dogmatik soll dann die richtige, systematische Formulirung des Glaubenssatzes (die aber noch nicht gefunden ist) beigebracht und der Zusammenhang mit den übrigen Gliedern des Systems aufgedeckt werden. Ein Hinweis auf die Ethik soll dann die Bedeutung des Dogmas für die christliche Sittlichkeit darlegen.

Das soll so ein Stück Reform sein in dem Hauptteil des Studiums selbst, in der praktischen Theologie. Ich fürchte, wenn der Professor der praktischen Theologie sich in der angegebenen Weise mit diesen Dingen gründlich befassen will, so treibt er die Sache recht unpraktisch und nimmt sich die Zeit für Besseres. Der Student hat ja alles das oder doch das meiste davon gehört und gelernt, und wenn er sich darüber seinen gesunden Menschenverstand bewahrt hat, so wird er seine Kenntnisse vornehmlich als Warnungstafeln benutzen, die ihm zeigen, wohin er in der Predigt nicht steuern soll. Der Professor der praktischen Theologie aber sollte doch froh sein, daß er seine Studenten auf grüne Auen führen und zeigen kann, wie man aus dem Texte, und zwar dem Urtexte, auch für die Menschen dieser Tage giltige Wahrheiten entwickeln kann, die von dem Gewissen auch des modernen Menschen bejaht werden, weil sie fort und fort die sittliche Substanz der Gegenwart ausmachen. Aus dem Text kann für die Gegenwart viel gewonnen werden, aus dem Dogma nichts. Die Theologen irren sich vollständig, die da meinen, daß die ethischen Aussagen unsers Gewissens mit dem Dogma zusammenhängen. Sie hängen mit den religiösen Prinzipien des Christentums zusammen, nicht mit dem Dogma. Mit dem Dogma — man nehme nur irgend eines, z. B. das vom Abendmahl — kommen sofort die Streitigkeiten, deren doch, wie der Verfasser selbst sagt, das

Christenvolk so müde ist. Ich fürchte darum, eine Predigt von der Gottheit Christi, die auch nur ein dogmatisches Objekt ist, auch wenn diese Predigt nach dem angegebenen Schema gemacht ist, bietet Steine und nicht Brot. Gerade die Langeweile, von der der Verfasser sagt, sie sei die Gefahr unendlich vieler Predigten, wird im Gefolge solcher Predigt einhererschleichen.

Also auch in der praktischen Theologie, dem für den Verfasser wichtigsten Studienfelde, ist nicht zu reformiren. Meint man als Inhalt derselben die Behandlung dessen, was zur pastoralen Technik gehört, so lehrt die Praxis alle derartigen Dinge am besten; meint man die Anweisung für den Dienst am Wort, so ist hier das theologische Seminar für Homiletik und Katechetik das richtige, wo der Student sich selbst versuchen muß. Aber auch hier werden nur Winke und Hinweise, Vormachen des Tüchtigen und Nichtigen, sowie Warnungen vor dem oder jenem falschen Griffe, den der Student in seiner Predigt gethan hat, zu geben sein. Anlernen läßt sich schließlich auch fürs Predigen, wie für alle produktive Thätigkeit, nichts. Auch da heißt es: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Predigen heißt die Kunst zu leben lehren, die die größte ist. Das ist mehr oder weniger immer ein prophetischer Beruf, und alle Wissenschaft ist für ihn nur einleitend.

Durch das Gesagte glaube ich nun meine Meinung begründet zu haben, die dahin geht: Die alt- und neutestamentliche Exegese muß, wie bisher, die Grundlage aller theologischen Bildung bleiben, als die Grundlage aller Kunde von Christus und darum auch aller christlichen Verkündigung. Aus dem Inhalt der Schrift, und zwar dem bleibenden Inhalt, dem Wort Gottes, und aus dem Ideenleben der Gegenwart, in dem der Prediger als wissenschaftliche Persönlichkeit aufgewachsen und genährt worden ist, muß die Predigt geschaffen werden. Fehlt eine von diesen beiden Seiten, so ist die Predigt verfehlt. Denn jede Predigt verfehlt ihren Zweck, die nicht für die Verhältnisse der Gegenwart wirksam gemacht worden ist, und christlich wird sie nur damit, daß sie aus der Quelle alles christlichen Erkennens, dem neuen Testamente, schöpft. Diese Vergangenheit darf kein Prediger mit Geringschätzung behandeln. Die Pietät ist ein gut Teil alles religiösen Empfindens, weshalb die Religionen der großen Kulturvölker der alten Welt die Verehrung der Ahnen als einen ihrer Grundpfeiler enthalten. Pietät bezieht sich auf das Gute, was vor uns war und mit dem wir noch verbunden sind. Es war der große Fehler des Nationalismus, daß er die Achtung vor der Vergangenheit nicht kannte, die dem religiösen Gemüt doch so eigen ist, daß es sie sogar vor ihren Trümmern noch bewahrt. In der Predigt soll darum auch die Sprache biblisch sein, vor allem soll sie die Farbe der religiösen Poesie nicht verwischen. Gerade durch Bewahrung der biblisch-poetischen Rede kann der Prediger auch diejenigen seiner Zuhörer, die noch auf dem naiven Glaubensstandpunkte beharren, befriedigen, wenn er auch, sofern er das Bedürfnis fühlt, zugleich aufzuklären, vorkommendensfalls

hie und da ein Licht auf die biblische Geschichtserzählung wirft, das den Gebildeten in der Gemeinde über die wissenschaftliche Auffassung des Textes das nötige Verständniß giebt. Er mag das thun, obgleich der Predigt zu oberst nicht die Aufgabe zukommt, aufzuklären, sondern zu erheben. Das Vermögen hierzu giebt nicht der theologische Standpunkt, sondern *pectus disertos facit*. Man glaube doch ja nicht, daß der orthodoxe Standpunkt allein oder auch nur leichter zu erheben verstünde. Was soll das für eine Erhebung sein, wenn ein großer Teil der Gemeinde Dinge hören muß, die er schlechterdings sich nicht mehr aneignen kann, z. B. wenn auf das Wunder für die religiöse Erkenntnis alles Gewicht gelegt wird? Was für willkürliche Ansichten kommen doch da zu Tage! Ich habe einmal kurz hintereinander von drei verschiedenen Predigern gehört, daß der eine die Auferweckung des Lazarus als das größte aller Wunder hinstellte, ohne das die heilige Geschichte garnicht zu denken wäre, weil hier Christus seine Macht zeige als Lebensspender; hier könne garnicht davon die Rede sein, etwa an eine Dymmacht zu denken, da es von dem Toten ausdrücklich heiße, daß er schon gerochen habe. Der andre Geistliche stellte die Speisung der Fünftausend als größtes aller Wunder hin; denn Christus zeige hier seine segenspendende Macht auch in den natürlichen Verhältnissen. Der dritte sah in der Stillung des Sturmes das größte Wunder; denn die Naturgewalten hätten Christus gehorcht, zum Zeichen, daß er Gott sei. Was soll da für Denkende für eine Erhebung möglich sein, wo man entweder in steter geheimer Opposition zum Prediger stehen muß, oder sich über den Gallimathias innerlich ägert. Besser ist da der Prediger, der, wie gesagt, hie und da ein Wort fallen läßt über die wissenschaftliche, etwa symbolische oder mythisch-geschichtliche Auffassung einer Erzählung. Aber not thut das nicht. Er soll nur nicht gerade das, was Schale an der biblischen Geschichte ist, als ewig dauernden Kern hinstellen, und nicht gerade im Menschlichen das Göttliche sehen. Das aber, was Schale ist, muß ihm die Exegese und die neutestamentliche Theologie lehren. Wenn sie das in wissenschaftlicher Weise thut und nicht die Aufgabe zu haben meint, die jungen Theologen kirchlich zu dressiren, sondern vielmehr auf Erforschung der Ursprünge der christlichen Religion in ihrer Quelle ausgeht, wie sie das bisher sollte und zum Teil auch that, so ist da nichts zu reformiren.

Ganz ebenso steht es mit der Kirchen- und Dogmengeschichte. Auch hier ist der einzige Grundsatz für den Dozenten wissenschaftliche Darstellung. Beide Disziplinen sind notwendig für den Theologen, aber weniger, um ihn auf geistlichem Gebiete handeln zu lehren; denn da trifft noch mehr als sonst zu, was Hegel einmal von der Geschichte sagt, daß sie die Lehre von der Unfähigkeit des Menschen sei, aus der Vergangenheit zu lernen; aber die Geschichte soll dem Studirenden ein Wissen und damit ein Urtheil geben über den Prozeß des christlichen Geistes. Auch hier ist nur Erforschung der Wahrheit das, was

zu suchen ist. Was da im Studienplan zu reformiren sei, ist nicht zu sehen. Die Dogmatik baut den religiös christlichen Gedanken zum System auf, eine Arbeit, die umso besser gethan wird, je mehr der Studirende sich selbst mit daran beteiligen kann, je mehr er mit arbeitet. Vermag der Dozent den Studenten mit in seine Denkarbeit hereinanzuziehen, so ist es ganz einerlei, welches System er giebt; wer mit gearbeitet hat, hat gelernt, dogmatische Probleme zu behandeln. Ein solcher wird sich sein System dann schon selbst bauen, und das ist für ihn das Beste, weil es das einzige ist, was er versteht. Auch hier ist wiederum nur die Forderung an den Dozenten wissenschaftliches Vermögen, nicht das vom heiligen Geiste erleuchtete Herz, nicht die Kraft erbaulicher Rede. Das alles schadet mehr, als es nützt, weil es dressirt, nicht erzieht. Darum thut auch auf diesem Gebiete keine Reform not.

Über die praktische Theologie habe ich schon wiederholt gesprochen. Sie scheint eher eingeschränkt werden zu müssen, wenigstens an manchen Universitäten; denn sie gehört eigentlich nicht zum Studium. Und wo der Student nicht sofort nach der Studienzeit ins Amt tritt, ist sie kaum nötig. Zu pflegen ist aber das homiletische und katechetische Seminar, schon deshalb, weil doch eine Anzahl Theologen sofort nach dem Examen ins Amt kommt. Sind aber im Seminar eigne Versuche gemacht und ist an ihnen sowie an denen der Kommitonen Kritik geübt, so ist das Notwendigste geschehen. Alles andre lehrt die Arbeit des Amtes und das Leben. Wem die Lebenserfahrung und das Amt es nicht giebt, dem giebt es das Kolleg über praktische Theologie gewiß nicht. In diesem Kollegium soll nach dem Verfasser von der „Unzulänglichkeit“ außer anderm auch behandelt werden: „die Stellung des Pfarrers zur sozialen Frage, zur innern Mission, zu den Behörden, zur Schule, zu Kunst und Wissenschaft, das Verhalten gegenüber den kirchlichen Parteien, gegenüber den Sekten, gegenüber der römischen Kirche im allgemeinen und in der Diaspora, zu andern religiösen Richtungen; ferner die Aufgaben der kirchlichen Organisation, der Armenpflege und Liebesthätigkeit, die Verwendung und Bekämpfung von Literatur und Presse, das Vereins-, Versammlungs- und Anstaltswesen.“ Der Verfasser unsrer Broschüre verspricht sich von solchem Kolleg so viel, daß er sagt: „Es sollte doch mit Wunderdingen zugehen, wenn ein Professor der praktischen Theologie bei solcher Fülle des interessantesten und lauter Zeitfragen berührenden Stoffes nicht eine packende, gesegnete, fruchtbare, reiche Vorlesung halten könnte.“ Halten kann er die Vorlesung, wirken wird er wenig oder nichts damit. Die, vor denen er sie hält, haben von alledem noch keine Erfahrung. Bekommen sie diese später, so packen die Dinge sie von selbst und das Verständnis giebt sich durch den Gebrauch. Eines Professors braucht es da nicht. Zu reformiren wäre also in diesem Falle nur da, wo man an dem Zuviel leidet. Es bleibt das als toter Stoff in der Seele liegen, eine Last, ebenso beschwerlich für den Geist, wie die unverdaute Speise für den Leib.

Also: Unsere theologischen Fakultäten müssen bleiben wie sie sind und was sie sind, Anstalten zur Pflege der theologischen Wissenschaft, zu welchen der Staat Männer zu berufen hat, denen die Erforschung der Wahrheit, nicht die von den Synoden geforderte praktisch-kirchliche Methode oberstes Gesetz ist. Sollte diese als die beste Erziehung auch für unsere evangelischen Geistlichen anzusehen sein, so thut man am Besten, die theologischen Fakultäten aufzuheben. Dann aber sind wir vor der Pforte des Katholizismus angelangt.



Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Rechtseinheit.

Von Karl Bruns.

(Schluß.)



ber nur sehr langsam rückte das Werk vorwärts, wozu allerdings die Wirren des siebenjährigen Krieges mit beitrugen. Im Jahre 1780, zu einer Zeit, als Friedrich der Große Veranlassung zu haben glaubte, mit der Rechtspflege durch die gelehrten Juristen besonders unzufrieden zu sein, beging er eine Handlung der Kabinettsjustiz, d. h. einen bedauerlichen und später von ihm selbst bedauerten Eingriff in die Rechtspflege. In einem Prozeß nämlich, welchen das Kammergericht nach Pflicht und Gewissen zu Gunsten eines Edelmannes und zu Ungunsten eines Wassermüllers Arnold auf einem Dorfe bei Züllichau entschieden hatte, hob er dieses Urteil auf falsche Angaben des Arnold hin auf, entschied den Streit zu Gunsten desselben anders und ließ sogar die Richter, denen er vorwarf, durch Fällung eines ungerechten Urteils „im Namen des Königs“ diesen seinen Namen „cruel gemißbraucht“ zu haben, auf mehrere Wochen gefangen setzen: derselbe König, der den Windmüller mit seiner klappernden Mühle bei Sanssouci unbehelligt ließ, als dieser, auf sein gutes Recht pochend, ihm die bekannten Worte zurief: „Wenn es nur kein Kammergericht gäbe.“ In beiden Fällen war die Grundlage seines Handelns das Bestreben, den gemeinen Mann gegen die Übermacht des Hochgestellten in Schutz zu nehmen. Der Spruch des Königs in der Arnoldschen Sache erfolgte am 1. Januar 1780. Am 14. April 1780 erließ Friedrich der Große an den Großkanzler von Carmer